

Wie ich in's Kloster kam.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Der wahre Maienbaum.

Ich will des Mai's mich freuen
In dieser heil'gen Zeit
Und gehe zu dem Maien
Und seh' des Heilands Leid;
Leid gibt mir die Freudigkeit!

O Mai im grünen Scheine,
Du blühst kurze Weil!
O Maria, die ich meine,
Du blühst ew'ges Heil!
Heil gab mir des Todes Pfeil.

Du stehst in ew'ger Blüte,
Seit unser höchstes Gut
In deinen Zweigen glühte.
Du trankst sein heil'ges Blut;
Blut gab mir so frohen Mut!

Du stiegst in heil'gem Taue
So freudig himmelwärts,
Dich tränkte die Jungfrau
Mit ihrer Tränen Schmerz;
Schmerz erquickte mir das Herz!

Des heil'gen Todes Weihe
Gab mir des Lebens Wein.
O Jesus, an der Maie
Mich heilte deine Pein;
Pein, führ' mich zum Himmel ein!

(Altes Wallfahrtslied.)

Wie ich in's Kloster kam.

(Von einem Mariannhiller Konversbruder.)

„Ach was, Beruf!“ sagte zu mir einst ein Schultheiß, als ich ihm die Mitteilung machte, ich wolle in ein Kloster gehen, weil ich das als meinen Beruf erkannte, „was reden Sie da von Beruf? Bleiben Sie bei uns! Sie können hier ein schönes Leben führen und glücklich sein. Man kann auch in der Welt rechtschaffen leben, wozu also in's Kloster gehen?“...

Dieser Schultheiß war sonst einst braver, nicht gerade unreligiöser Mann, doch die Hauptsache war ihm eben, wie man aus obiger Rede ersieht, zeitliches Wohlergehen. Und wie er, so denken und reden die meisten Weltkinder. Geld, Ansehen und Genuß spielt bei ihnen eine hohe Rolle, der Himmel und die Ewigkeit kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Von einem höheren Berufe, das heißt vom Willen Gottes, daß ihm eine bestimmte Person im Ordensstande diene, haben sie vollends keinen Begriff. Und dennoch sagt uns schon die bloße Vernunft, daß Gott bei jedem Menschen, den er erschafft, einen besonderen Zweck im Auge hat; der eine soll ihm im ledigen Stande dienen, der andere im verheirateten, der eine als Laie, der andere als Priester, die meisten in der Welt, einzelne aber im Kloster.

Weiß nun jeder sofort, für welchen Stand ihn Gott erschaffen hat? In der Regel nicht, aber er kann es finden. Er frage sich, welche Kräfte und Fähigkeiten ihm Gott gegeben, zu welchem Stand er eine besondere Neigung und Vorliebe in sich fühle, er höre auch auf gewisse innere Einsprechungen und beobachte dabei auch manche äußere Begebenheiten als Winke der göttlichen Vorsehung.

Ist aber der Mensch über diesen seinen Beruf klar, das heißt, weiß er, in welchem Stande er Gott dienen soll, so muß er diesem Rufe Gottes auch folgen. Sagt doch der Psalmist: „Heute, wenn ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht.“ Ps. 94. Gehorcht er dieser Gottesstimme nicht, so hat er eben seinen Beruf verfehlt, und etwas Schlimmeres kann ich mir kaum denken. Er steht nicht da, wo er stehen soll,

arbeitet deshalb auch nicht dem Willen Gottes gemäß, sondern nach seinem eigenen Kopf und zieht sich zuletzt eine ungeheure Verantwortung zu. Schon vom zeitlichen Standpunkte aus betrachtet, ist so ein Mensch unglücklich; es fehlt ihm die wahre, höhere Freude in seinem Stand, den er eben als einen falschen erkennt, er kommt sich vor, wie ein ausgegrenztes Glied, und vermißt daher alle Lust, jeden Eifer und die rechte Schaffensfreudigkeit. Das Traurigste aber ist, daß er sich auch Gott gegenüber im Unrecht fühlt. „Freund, wie bist du da herein gekommen?“ Die notwendige Gnade, sein Heil zu wirken, fehlt ihm allerdings nicht, — diese gibt Gott jedem Menschen und unter allen Umständen, — wohl aber gebricht ihm jene Fülle von Gnaden, die der Herr für ihn bereit hielt, falls er in den rechten, gottgewollten Stand eingetreten wäre.

Fragen wir nur, wie die Menschen in ähnlicher Lage handeln. Ein König schickt einen seiner hohen Beamten nach Wien. Dieser aber tut sich statt dessen gütlich in Paris. Wird es da wohl einen hohen Orden für ihn abgeben? Ein Offizier kommandiert seine Soldaten auf den Exercierplatz, diese aber verachten den Befehl und machen einen lustigen Spaziergang. Ist es da zu verwundern, wenn sie am nächsten Tage „Dunkelarrest“ anzutreten haben? Die Nutzenwendung kann sich jeder selbst machen; ich wiederhole nur: jeder wähle jenen Stand, zu dem ihn Gott berufen hat. Da arbeite er und harre er aus, bis zur Stunde, da der Herr kommen und ihm den Lohn ausbezahlen wird.

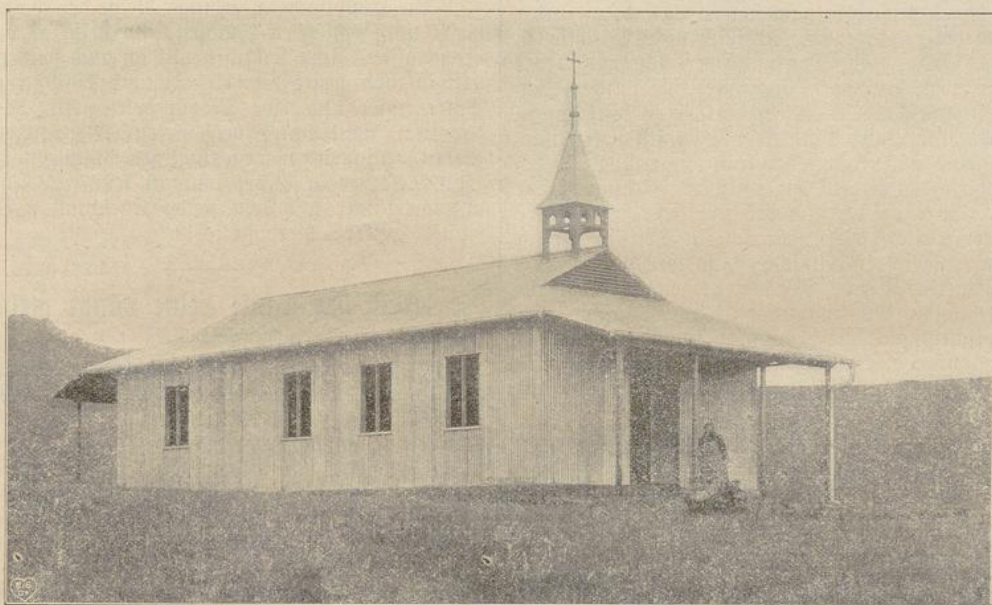
Doch Worte bewegen bloß, Beispiele aber ziehen. Es war irgendwo so ein leichtsinniges, gedankenlos in den Tag hineinlebendes Bürschchen. Mit den Geboten Gottes und der Kirche nahm er es nicht allzu genau, dagegen stand er mit den Grundsätzen der Welt auf gar gutem Fuß und machte fleißig ihre Vergnügungen, Lustbarkeiten und Modetorheiten mit. Ich will übrigens ehrlich sein und dem nachsichtigen Leser gleich verraten, daß ich selbst dieser Leichtfuß war. Neugierlich machte ich zwar die religiösen Übungen noch mit, ging an Sonn- und Feiertagen in Predigt und Hochamt — machte mir übrigens auch nicht viel daraus, wenn

ich zu spät kam, — und empfing in der Osterzeit die hl. Sakramente, allein das geschah nur so gewohnheitsmäßig. In die Christenlehre und den Nachmittagsgottesdienst ging ich nicht, nahm auch nie ein christliches Buch zur Hand, fand dazu schon keine Zeit, denn ich hatte gar wichtiges zu tun: mußte leichtsinnige Gesellschaften aufsuchen und blieb da bei Kartenspiel und Bier bis in die tiefe Nacht hinein. Dies war meine Sonntagsheiligung, und so lebte ich dahin, bis zu meinem 25. Lebensjahre.

Dann hatte ich das Glück, in den kat hol. Ge sel len ver ein einzutreten, was mich vor manchem Irreweg bewahrte. Der Präses, ein überaus tüchtiger, seeleneifriger Priester, war uns in Wahrheit ein wohlmeinender Freund und geistlicher Vater. Eines Abends teilte er uns gratis einige religiöse Schriften im Vereinslokale aus. Ich erhielt die bekannte kleine Flugschrift von Alban Stolz: „Zwischen Schulbank und

Mancher der geehrten Leser wird nun glauben, ich hätte mich jetzt gleich entschlossen, nach Marianhill zu gehen. Doch soweit war ich noch lange nicht, da gab es zuvor noch schwere, jahrelange Kämpfe. Ich führte jetzt zwar ein anständiges, christliches Leben, war aber trotzdem noch so sehr an die Welt gekettet, daß ich mich mit dem Gedanken, in's Kloster zu gehen, absolut nicht befreunden konnte. Der Name „Trappist“ flößte mir vollends einen gelinden Schauer ein. Ich dachte, das sei ein Leben, schlimmer als im Zuchthaus, und ich könnte so was unmöglich aushalten. Andererseits ließ es mir aber doch keine Ruhe; eine tiefe, innere Stimme sagte mir, ich solle die Welt verlassen und mich ganz Gott hingeben.

Um mehr Klarheit zu bekommen, verlegte ich mich auf das Lesen geistlicher Bücher. Mit Vorliebe schaffte ich mir solche Schriften an, welche von der Standeswahl handelten. Nebenbei fragte ich auch



Kirche im Bau: Station Cotenl.

Kaserne.“ Ohne ihr weitere Beachtung zu schenken, steckte ich sie in die Tasche, und kam erst eines Sonntag-Nachmittags dazu, mir das Heftchen näher anzusehen. Ich las darin mit wachsendem Interesse, — denn wer verstände, so packend und klar zu schreiben, wie Alban Stolz? — Da stoße ich mitten drin auf einen merkwürdigen Satz, es ist mir, als gehe mir ein Stich durch Herz und Seele. — Ich kann nicht weiter lesen, denn in meinem Innersten fängt es arg zu gären und zu stürmen an. Plötzlich erkenne ich so klar, wie noch nie, die ganze Nichtigkeit und Erbärmlichkeit meines bisherigen Lebens, daß ich unwillkürlich ausrufe: „So kann es und darf es nicht weitergehen! Ich muß ein anderer, ganz anderer Mensch werden!“ Es war mir, als hätte Gott selbst zu mir gesprochen. Ich ging zu einem frommen Priester und legte eine gründliche Lebensbeichte bei ihm ab. Damit war bei mir der Grund gelegt zu einem neuen Leben. Das Ganze aber sah ich an als einen deutlichen Fingerring Gottes.“ Ich erkannte, daß der Herr besondere Absichten mit mir habe.

erfahrene Priester und speziell meinen Beichtvater um Rat und betete um Erleuchtung von oben. Damit wurde mir zwar der Gedanke an's Kloster vertrauter, allein es ging mir wie dem Stifter des Trappistenordens, von dem ich einmal las, er ging vor seiner Bekehrung um La Trappe (die Fülle) herum, wollte aber nicht hinein. „Wozu in's Kloster gehen?“ fragte ich mich zuweilen selbst. „Kann ich nicht auch in der Welt ein frommes Leben führen, ein gutes Beispiel geben und viel Gutes tun?“ Andererseits aber wies eine geheime Stimme in meinem Herzen, und zuletzt auch eine gewisse Neigung und Vorliebe deutlich auf's Kloster hin. Der Drang zum Ordensleben wurde von Jahr zu Jahr stärker. So hatte ich unter mannigfachen inneren Kämpfen mein 31. Lebensjahr erreicht. Es war hohe Zeit, mich endlich definitiv zu entscheiden.

Nun fügte es sich, daß um jene Zeit die Beuroner Benediktiner nach 12jährigem Exil wieder in ihr altes Kloster zurückkehren durften. Ich faßte den Entschluß, dorthin zu gehen, nicht um als Postulant einzutreten, sondern bloß, um mir das Leben dort-

selbst näher anzusehen. Etwa 14 Tage blieb ich dort und machte alle klösterlichen Übungen mit. Es ging über Erwarten gut; nichts machte mir Schwierigkeiten, und ich erbaute mich sehr sowohl an der Lebensweise der Patres, wie an jener der Brüder, doch zum eigentlichen Eintritt konnte ich mich nicht entschließen. Einmal vermählte ich nämlich in Beuron, und das war die Mission. Ich fühlte in mir einen unwiderstehlichen Drang — woher diese Neigung kam, weiß ich eigentlich selbst nicht, aber sie war nun einmal da, — mich einer Mission in Heidenländern anzuschließen. Ich war bloß ein einfacher Handwerker (Schreiner), dazu schon über 30 Jahre alt, und hatte demnach nicht die geringste Aussicht, noch eigentlicher Missionär zu werden, dagegen hoffte ich mich als Laienbruder gerade in meinem Handwerk nützlich zu machen. Denn bei den vielen Bauten, Kirchen- und Schuleinrichtungen, die in einem größeren Missionswerk unerlässlich sind, konnte es an Arbeit nicht fehlen.

Ich begab mich also zum sogenannten Pater Instruktor und teilte ihm mit, weshalb ich mich nicht entschließen könnte, hier einzutreten. Der gute Herr suchte mich zwar zum Bleiben zu vermögen, ließ auch durchblicken, daß Beuron in absehbarer Zeit ebenfalls eine Mission in Heidenländern eröffnen könnte, umsonst, ich wollte mich nicht auf eine unbestimmte Zukunft vertrusten lassen, sondern gleich in einem eigentlichen Missionskloster eintreten. So ging ich also wieder fort. Was nun? Wo in der weiten Welt war so ein Missionskloster zu finden, wie ich es wünschte, und wer verhalf mir zum sofortigen Eintritt? Ich war des ewigen Schwankens und Zauderns allmählich satt und wünschte eine rasche Entscheidung. Ich begann zu beten und empfahl mich von ganzem Herzen der göttlichen Vorsehung. Ratlos und ziemlich traurig kam ich wieder nach Haus, ohne zu ahnen, daß die rettende Stunde so nahe sei.

Beim Eintritt ruft mir nämlich meine Schwester zu: „Es ist ein Brief da von Bruder Zacharias!“ — Dieser war ein bekannter Trappistenbruder und langjähriger Sammler zuerst für das Kloster Maria Stern in Bosnien und später Mariannhill in Südafrika). Hastig öffne ich den Brief und lese nun da in maßlosem Staunen den Satz: „Ich suche Leute für das Trappisten-Missionskloster Mariannhill in Natal. Wer hat Lust, mitzuwirken am schönen Werk der Heidenbekehrung?“

Damit stand mein Entschluß unwiderrüßlich fest. „Ich gehe nach Mariannhill!“ erklärte ich meiner Schwester, und dabei blieb ich auch. Das Ganze erschien mir als ein so augenscheinlicher „Fingerzeig Gottes“, daß jeder Zweifel ausgeschlossen war. O, wie glücklich war ich nun! Ich hatte meinen klaren, festen Beruf, hatte gefunden, wornach ich Jahre lang gerungen!

Meine zeitlichen Angelegenheiten hatte ich rasch geordnet, und wenige Wochen später fuhr ich mit noch sieben anderen Postulanten, meist Bergwerkarbeitern und Oekonomen, nach Mariannhill. Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, und ich kann vor Gott versichern, mein Entschluß hat mich noch keine Stunde gereut, im Gegenteil, mit jedem Tage erkenne ich mehr die unschätzbare Gnade, in einem religiösen Orden mitwirken zu dürfen am Heile unsterblicher Seelen. Arbeiten fand ich in Hülle und Fülle, sowohl im Mutterhaus, wie auf den Stationen, und hier wie dort hatte ich Kaffernjungen in der Werkstatt, teils als Lehrlinge, teils als Gehilfen.

Wozu habe ich nun dies alles erzählt? Weil ich denke, daß mancher draußen in der weiten Welt sich in einer ähnlichen Lage befindet, wie ich selbst, bevor ich ins Kloster kam. Gute Schriften, Bücher und der Brief eines Ordensmannes weckten, kräftigten und entschieden in mir den Beruf. Vielleicht bedient sich der Herr bei manchem Weltkinde auch heute noch der gleichen Mittel zum gleichen Ziel. Ich schreibe diese Zeilen in stiller Klosterzelle im Süden Afrikas; dann wandern sie hinüber übers weite Meer, um sich zunächst im „Vergißmichnicht“ ein neues Kleidchen geben zu lassen. Dann beginnt die Wanderung von neuem. Wie viele werden meine Darlegungen zu Gesicht bekommen? Sollte sich nicht wenigstens eine Seele darunter befinden, die dadurch zum Eintritt in die hiesige Mission ermuntert wird? Brauchen kann man hier fast jeden, der eines guten Willens ist, den Priester wie den Laien, den Studenten und Kaufmann, wie den einfachen Oekonomen und Handwerker.

Die Hauptsache allerdings bleibt der Beruf, und dieser muß von oben kommen. Da heißt es beten und beten lassen. Zum Schluß will ich auch noch verraten, daß ich von heute an (15. Januar 1909) täglich ein Vater unser und Ave Maria beten will, damit uns der liebe Gott unter den vielen „Vergißmichnicht“-Lesern wenigstens einen tüchtigen Postulanten erwecke. Soll dieses mein Gebet umsonst sein? Welcher Leser antwortet mir mit dem festen Entschluß: „Ecce adsum!“ „Siehe, hier bin ich!“?

Nach der Taufe keine Sünde mehr!

Von Schwester Hilaria, O. P. S.

S i m e l b e r g. — Malutahla, ein hochbetagtes Mütterchen, zählte zu meinen Katechumenen. Sie hatte einen überaus guten Willen und verhielt sich beim Unterrichte gleichsam jedes meiner Worte. Mit offenem Mund und mit staunenden Augen hörte sie mir jedesmal zu, doch wenn ich am Schluß die Fragen zu stellen begann, um mich zu überzeugen, ob sie auch alles verstanden habe, gab sie fast regelmäßig zur Antwort: „Sengikohlwe“, (ich hab's vergessen). Fing ich dann wieder von vorne an und erklärte ihr das Ganze von neuem, so sagte sie mit der Unschuld eines Kindes: „Schwester, ich sehe, verstehe und glaube alles, aber ich kann es nicht sagen, wie ich's im Herzen empfinde.“

Zweifel und Widerspruch gab es bei ihr nicht, nur einmal unterbrach sie mich mitten im Unterricht. Ich wollte ihr nämlich erklären, auf welche Weise die nach der hl. Taufe begangenen Sünden nachgelassen würden. Da war es aber mit ihrer Ruhe aus! Mit heftiger Geberde gebot sie mir Stillschweigen und hub dann mit großer Feierlichkeit an: „Tula, still, schweige mir! Nach der Taufe gibt es keine Sünde mehr! Schwester, was denkst du denn von mir? Glaubst du, ich werde, nachdem mir der liebe Gott alle meine Sünden nachgelassen und mich zu seinem Kinde angenommen hat, so undankbar sein, und ihn aufs neue beleidigen?“ — Ich wollte Einwendungen machen, näheren Aufschluß geben, allein sie wollte einfach nichts mehr hören. Nur um eine Priese Tabak bat sie noch und ging dann in heiliger Entrüstung nach Hause.

Als sie das nächstmal wieder zum Unterrichte kam, faßte ich die Sache anders an. „Ich weiß recht wohl, Großmütterchen“, begann ich, „daß du selber nach der hl. Taufe den 16. Gott nicht mehr beleidigen